

XL-Leseprobe

„Ich rette die Welt – aber erst mal eine rauchen“

Teil 1: Zündstoff“

© A.K. Grundig, Hybrid Verlag

*Philosophieren
Beginnt mit dem Blick zum Himmel
Und der Frage,
Wo der Anfang und wo das Ende ist.*

Syrien, 2014

Nuri,

wie können wir die Bruchstücke eines Lebens vereinen? Sie wie ein Puzzle zusammenfügen? Ich schrieb unzählige Artikel über das Schicksal anderer Menschen. Worte, die auf Altpapier endeten. Der Krieg lässt sich nicht mit einem Kugelschreiber einfangen. Die Wahrheit ist eine Illusion, die uns alle miteinander verbindet. Eines Tages wirst du verstehen, wer du bist und warum dich jene im Stich ließen, die dich am meisten liebten.

Ich erzähle dir, wie alles begann, wie der Krieg uns fesselte, uns zerfraß, den Verstand und die Hoffnung raubte. Wie wir nach der Wahrheit suchten und nichts als Lügen fanden. Am Ende begriffen wir, dass der Krieg in uns selbst wütet. Ein jeder, der ihn überwindet, bringt Wahrheit in die Welt.

Es war ein langer Kampf, den wir als Reporter begannen und als Menschen verloren. Wieder und wieder. Wir konnten die Welt nicht retten. Nicht alleine.

Ich erinnere mich an den letzten Tag in Syrien. Ich trug keine Schuhe. Das zerrissene, von Schweiß und Dreck verfärbte Hemd flatterte an meinen dürren Armen. Die Füße tauchten in den heißen Sand. Ich verbrannte in der Hitze der sich entladenden Wut des Menschen. Hinter mir brach die Welt zusammen.

Eine dicke, aufsteigende Rußwolke verfolgte mich wie ein schmerzbringender Engel. Schleier verbargen den freien Blick zum Himmel, in Nebel und Rauch versank die Sonne. Das Himmelsblau rieselte als Asche auf mein Haar. Dämonen verschlangen das Land, dieses wunderschöne Land, und ich war zu müde, um zu fliehen. Ich rannte um mein Leben in Afghanistan, im Irak, im Sudan und im Kongo. Doch diesmal ließen mich meine Beine im Stich. Es war wie in einem der Träume, in denen ich fliehen will, aber etwas lähmt mich, hält mich zurück, als hingen unsichtbare Fäden an mir. Ich fiel über einen Wasserkanister. Sandkörner kratzten sich in die Haut. Blut rann über die Wade bis zu den Zehen. Ich stolperte über ein

Bündel Drähte, die mir einen Schlag verpassten. Die Metallkabel schlängelten wie Blindschleichen über die Erde. Sie knisterten, obwohl es seit Wochen keinen Strom gab. Ich kroch hinter eine Betonmauer. Eine Plastiktüte verding sich an meinem Handgelenk. Rote, blaue und grüne Einkaufstüten tanzten im Wind zwischen den Füßen von Syrern, die um ihr Leben rannten.

Mütter trugen schreiende Säuglinge, in Tücher gewickelt, auf ihrem Rücken. Männer schossen mit Kalaschnikows um sich. Ein Mädchen verlor ihren Schuh. Ein Junge schliff einen leblosen Körper über die Betonplatten, die wie Blätterteig aufeinandergestapelt auf den Straßen lagen. Ein Auto raste durch die Menge. Das Hupen überschattete das Geschrei. Ein älteres Paar umarmte sich unter einer Treppe, die zu einem Berg Schutt führte.

Die Jets verdunkelten die Sonne. Zwei Mädchen rannten an mir vorbei, die Gesichter weiß verfärbt vom Staub.

Ein Mann hielt sie auf und wies ihnen den Weg. Er winkte und winkte mit der Hand und brüllte auf Arabisch in die Menge. Immer wieder schaute er durch die Zieloptik seiner Schusswaffe. Er riss den Kopf hoch, als er mich entdeckte, und rief nach mir. Die vertraute Stimme drang ins Bewusstsein. Sie rüttelte meinen Körper aus der Starre und ließ mich klar sehen. Ich stand auf und lief zu ihm. Es waren Sekunden ... ich rannte zu dem Mann, den ich liebte. Nur Sekunden vergingen ... ich wollte mich in Nathans Arme stürzen. Nur Sekunden ... und ein Leben ist vorbei.

Etwas zerfetzte meine Haut an der Schulter und am Schenkel. Es biss sich durch die Muskeln hindurch und riss mich auf die Knie. Das Hemd klebte am Rücken. Die Hose verfärbte sich rot. Ich tastete mit den Fingern über drei Einschusslöcher und begriff, dass ich dieses Land nicht mehr verlassen würde.

Nathan wird meine Geschichte nach Hause bringen, wo sie in ihm und in dir weiterlebt. Mögen die Worte dir Frieden schenken, Nuri.

Liebe ist die wahre Revolution.

Leandra Moreau

1

2012. Ich liege auf einer Straße in Damaskus und drücke die Wange gegen den heißen Asphalt. Mit beiden Händen halte ich mir die Ohren zu. Der Lärm ätzt sich wie Säure durch den Schädel und setzt die Nerven in Brand. Neben mir hockt ein alter Mann, der mit versteinertem Gesicht in die Ferne starrt. Abermals versucht er, sich aufzurichten, aber die Beine gehorchen ihm nicht. Vor wenigen Minuten explodierte eine Bombe, keine dreihundert Meter von uns entfernt.

Wir haben überlebt, schießt es mir durch den Kopf, während ich all die verängstigten Menschen beobachte. Wir sind die Glücklichen, die auf die Toten

schauen, auf das Elend, die Zerstörung ... die Sinnlosigkeit.

»Bist du verletzt? Kannst du aufstehen?« Ein gebräuntes, hageres Gesicht blickt auf mich herab. Der Fremde zwinkert mit seinen langen Wimpern. Die Augen weit aufgerissen. Zwischen den Haaren klebt Blut. Er fragt mich im gebrochenen Englisch, ob ich ihn verstehe.

Was wäre die Welt ohne die endlose Fragerei?

Hat der Mensch nicht Angst vor Antworten?

Wie Regentropfen prasseln sie auf uns nieder, verdunsten und versickern sofort, als wären sie nie vom Himmel gefallen. Sie kehren zurück in den Kreislauf des unergründlichen Daseins.

»Mir geht's gut. Er braucht Hilfe!« Ich weise ihm die Richtung zu dem alten Mann neben mir. Der Retter reicht dem Greis die Hand und ruckzuck steht er kerzengerade auf seinen Sandalen, den Blick noch immer ins Leere gerichtet.

Ich versuche ebenfalls aufzustehen, aber der Schmerz in der Hüfte reißt mich zurück zu Boden. »Fuck!« Ich schreie gegen die Wolke aus Lärm an, die über mir hängt. Hilferufe, Autoreifen, Sirenen vermischen sich mit einem monotonen Piepen.

Es pfeift, rauscht und brummt im Kopf. Mein weißes Hemd ist in warmem Blut getränkt. Ich reiße es seitlich auf. Kratzer, kleine Fleischwunden, mehr nicht. Dennoch fehlt mir die Kraft, um aufzustehen. Was soll's. Ich bleibe einfach liegen. Entweder sammelt mich ein Philanthrop von der Straße oder ein Misanthrop überfährt mich mit dem Auto. Das Schicksal, das Amor Fati Nietzsches, es ist meine Lebensmaxime.

»Steh auf!« Jemand packt mich am Arm und zwingt mich in die senkrechte Lage. Meine Füße schlittern über den Sandboden, als läge eine Eisdecke darüber. Der Schmerz in der Hüfte fährt über den Rücken hinauf zum Nacken bis hin zur Stirn. Es sticht zwischen den Augen. Die Konturen der Menschen und Gebäude vermischen sich zu einem großen, blassen Farbfleck. »Bleib wach! Alles wird gut.« Mein rettender Engel hält schützend die Hand vor mich. Ich rieche Rauch. Asche schneit von den brennenden Dächern. Es stinkt nach Gummi und Plaste, die in den Flammen lodern.

»Kannst du laufen?«, fragt er mich direkt ins Ohr.

»Ja.« Ich begutachte mich von oben bis unten. Der Stoff meines Hemdes klebt an der Haut. »Ich trage nie Rot. Die Farbe steht mir nicht«, schreie ich gegen all die Geräusche um mich herum an. Beim Ausatmen fährt ein brennender Schmerz von der Hüfte zum Bauch. Er mustert mein blutverschmiertes Hemd.

»Rot steht dir wirklich nicht.« Lächelnd legt er meinen Arm um seine Schulter. »Halt dich fest! Ich bringe dich in Sicherheit.«

Ich versuche zu lächeln, ihm Danke zu sagen, aber kein weiteres Wort verlässt meine Lippen.

Ich bin Kriegsreporterin, sechsundzwanzig Jahre. Das war die einundzwanzigste Bombe, die ich überlebt habe. Ein jedes Mal sehe ich das Gesicht meines Bruders, wie er am Küchentisch sitzt, Grimassen schneidet und eine Extraportion Nougat über seine Waffel streicht, die ich ihm immer sonntagmorgens gebacken habe. Von all den Erinnerungen kommt mir ausgerechnet diese in den Sinn. Tief sauge ich den

imaginären Duft nach Zimt und Vanille auf, während ich abgetrennte Arme und Beine in den Trümmern entdecke. Ich stehe auf einem Fleck Erde, auf dem ich nicht hätte sein müssen – sollen – dürfen.

»Bist du die Reporterin von Nathan Gallenhorn?«, fragt der Mann, an dessen Schulter ich hänge, auf Deutsch mit arabischem Akzent. Mir gelingt es nicht, ihn anzusehen, geschweige denn zu fragen, woher er mich kennt und weshalb er meine Muttersprache beherrscht. Er riecht nach kaltem Schweiß und billigem Aftershave. Was hat ihn bewogen, mich von der Straße aufzulesen? Warum helfen sich Menschen erst dann, wenn es zu spät ist? Müssen wir die Erde erst mit Blut düngen, bevor Menschenliebe auf ihr gedeiht? Der eine sprengt mich beinahe ins Nirwana, und ein anderer riskiert sein Leben, um mich zu retten. Logik! Worin liegt die verdammte Logik des Menschen?

Diese Frage treibt mich in die Welt hinaus. Es gibt keine falschen Fragen, nur falsche Antworten, der Leitsatz meines Berufes. Doch was ist, wenn es auf die Frage keine Antwort gibt, ganz gleich, wie ich sie stelle?

Stehen sich Logik und Leben genauso feindlich gegenüber wie Misanthropen und Philanthropen?

Das Leben ist Chaos. Die Logik ist Ordnung. Wir wollen Ordnung im Chaos schaffen. Alles, was dabei herauskommt, ist ein Schleier aus Illusionen über der nackten Realität, die auf mich einbricht.

Dank meines Lebensretters sitze ich auf der Matratze eines provisorischen Notlagers in einer Markthalle. Verwundete bilden Reihen, zwischen denen Ärzte, Helfer und Angehörige umher springen. Die Farbe blättert von den kahlen Wänden. Jeden Montag findet hier der Basar statt. Auf den Betonboden tropft heute nicht das Blut von Lämmern und Ziegen, sondern von Frauen, Kindern und Männern. Sie schreien, jammern, beten.

»Marhaba! Kefik?« Eine tiefe Stimme spricht mich von der Seite an und fragt, wie es mir geht.

»Ana bikhayr! Alhamdulillah! Ana ma bahki arabi mnih.« Ich bedanke mich bei dem Mann im weißen Kittel und erkläre, dass mein Arabisch nicht gut sei. Er zieht mein Hemd hoch, brabbelt etwas vor sich hin und kratzt sich am Nacken.

»Amal!«, ruft er nach einer Krankenschwester, die mit einem schreienden Baby auf dem Arm zu ihm hastet. Sie wippt auf und ab, während der Arzt aus der Seitentasche ihres Mantels ein Fläschchen samt Wattebällchen zückt. Er tröpfelt die braune Flüssigkeit auf den Zellstoff und drückt sie ohne Vorwarnung gegen die Wunde.

Ich beiße auf den Ärmel meiner Jacke, um nicht zu schreien. Mit geübten Handbewegungen desinfiziert er alles und klebt ein Pflaster nach dem anderen über die aufgeschürften Hautpartien. Er legt zwei Spritzen auf meinen Schoß und brummt fragend: »Okay?« Noch bevor ich nicke, wendet er sich dem nächsten Patienten zu.

Ich jage das Morphium – *made in the United States of America* – in beide Oberschenkel. Eine Portion Gefühllosigkeit, frisch importiert von den US-Amerikanern.

Da sitze ich, high inmitten von sterbenden Menschen. Ich habe keine Lust mehr auf

das Theater. Wofür sterben sie? Wofür wäre ich gestorben? Das ewige Morden – für nichts! Kinder sind wir, die sich erst mit Händen und Füßen, dann mit Sprengstoff und Schießpulver bekämpfen.

Kopfschüttelnd hocke ich auf der Matratze. Die Frau neben mir röchelt nach Luft. Wimperntusche verschmiert die blassen Wangen, die Lippen glänzen kirschrot. Sie zupft ihre Bluse über die Wunde am Bauch. Der seichte Atem senkt das offene Fleisch herauf und herab. Adern und Sehnen pulsieren im Gleichtakt. Ihr Blut bahnt sich einen Weg zu meinen Füßen.

Ich setze mich zu ihr. »Man anti?«

Sie versteht und wispert: »Ana Basima. Anti almanya?« Sie fragt mich, ob ich aus Deutschland sei. Ich nicke, worauf sie über das ganze Gesicht strahlt. Kleine Falten bilden sich an ihren Mundwinkeln. »Ich sterbe und eine Deutsche begleitet mich, deren Arabisch so schrecklich klingt, dass ich mir wünsche, schneller zu sterben«, sagt sie mit schwacher Stimme auf Englisch.

»Dann bin ich eine gute Sterbehilfe?«, kontere ich, um sie aufzumuntern. »Alhamdulillah!«

Sie lacht und ich frage mich, wie viel Morphium es dazu braucht. Zwischen ihren wohlgeformten Brauen schimmert ein weißer Punkt mit dem unsichtbaren Siegel: ›Für tot erklärt‹. Sie bemerkt meinen versteinerten Blick und streift mit ihrer Hand über die Stirn. Prüfend mustert sie die weißklebrige Farbe, die sich durch das Blut hellrosa verfärbt. Angst breitet sich in ihrem Gesicht aus. Sie klammert sich an mich, um sich aufzurichten.

Sanft drücke ich sie zu Boden, wobei mir ein Teil des Darms entgegen rutscht. Widerstandslos bleibt sie liegen und gibt sich ihrem Schicksal hin. Kein Jammern, kein Flehen, keine Tränen. Das Leben verlässt ihren Körper mehr und mehr. Sie zwinkert nicht, starrt ins Leere. Der Brustkorb bewegt sich flach auf und ab. Auf ihrem Bauch bildet sich ein See aus Blut, in dem ihre Bluse verschwindet. Die Beine liegen leblos nebeneinander. Am linken Fuß baumelt ein Highheel mit gelber Schleife. Sie schließt die Augen. Ich halte ihre Hand, drücke die eiskalten, hellrosa gefärbten Finger.

Was bleibt übrig von der ungleichen Äußerlichkeit, blicken wir in sie hinein? Ihr Fleisch, ihr Blut, ihr Herz, es könnte meines sein. Ich kenne sie nicht, und doch bin ich ihre letzte Berührung, ihr letzter Anblick. Wenn der Tod uns mit seiner Kälte umhüllt, existieren weder Fragen noch Antworten. Es ist der Moment, in dem allein der wärmende Herzschlag zählt. Ich richte die Aufmerksamkeit auf diesen magischen Vorgang in meiner Brust. Nahe bei ihr schlägt mein Herz weiter, während ihres verstummt.

Nichts als eine leere Hülle liegt vor mir. Ich ziehe meine Strickjacke aus, um das Gesicht zu verdecken. Zwei Männer stoßen mich unsanft beiseite und tragen die Frau an Füßen und Händen davon. Der Ärmel des Cardigans schleift über den Boden und saugt sich voll mit Blut von all den Menschen, die um ihr Leben kämpfen.

»Hey, *Kraut!*« Das vertraute Gesicht von Nathan taucht vor mir auf. Er tastet mich von Kopf bis Fuß ab. »Blutest du?« Seine Nasenlöcher weiten sich. Er atmet schnell,

Schweiß rollt über die Schläfe. »Scheiße, Lea! Hat es dich erwischt?« Ich packe ihn an beiden Schultern und versichere ihm, dass es mir gut geht. »Diese verdammten Hurensöhne verstehen was von Sprengstoff. Ein paar Minuten früher und wir wären jetzt ...«

«Wir hatten Glück!«, unterbreche ich ihn.

»Fleischkonfetti.« Seine Stimme senkt sich. «Das ist alles, was ich sagen wollte.»

Er schmeißt unsere Rucksäcke auf den Boden und lässt sich mit den Rücken auf die Matratze fallen. Eine dicke Staubwolke steigt auf. Er legt beide Hände ruhend auf den Bauch und schmatzt auf seinem Kaugummi. »Ich wusste gar nicht mehr, wie sich das anfühlt.« Nathan schiebt sich zufrieden die Sonnenbrille über die Augen. Schweißperlen bedecken seine Sommersprossen auf Nase und Wangen. Die Beine ragen über die Matratze hinaus. An den Schuhsohlen kleben Blut, Holzsplitter und ein verdrehtes Kaugummipapier.

Seit sechs Jahren arbeite ich mit Nathan in den Krisengebieten, und nichts ist erschreckend genug, um ihn aus der Ruhe zu bringen. Er zählt zu den erfolgreichsten Kriegsreportern weltweit. Er haucht seinen Fotos das pure Leben ein, dagegen wirken meine Artikel steril und realitätsfern. Es ist aufwühlender, tote Menschen zu sehen anstatt über sie zu lesen. Oftmals beneide ich Nathan um seine Kunst, aber dann ermutigt er mich, dass jeder Idiot eine Kamera bedienen könne. Jonglieren von Worten sei schwieriger als Herumgeknipse, sagt er, obwohl wir beide wissen, dass das nicht stimmt.

»Keine Zeit für ein Nickerchen!« Ich schnippe mit den Fingern vor seinem Gesicht. »Hast du Magda oder Sergej gesehen?« Er schüttelt den Kopf, lehnt sich auf die Ellenbogen und pustet sich eine Locke aus dem Auge.

»Die waren weit vom Café entfernt, als die Bombe hochging. Du hast sie früh genug mit deinem Durchfall und Gejammer über die Hitze vergrault.«

»Sehr witzig.«

»Ich liebe diese Falte.« Nathan zeigt mit dem Finger zwischen meine Augen.

»Die Falte bedeutet, beweg den Hintern!«, sage ich lächelnd.

Er springt auf, steht kerzengerade und salutiert. »Yes, Ma'am.«

Ich klopfe den Staub vom Rucksack und suche nach dem Diktiergerät.

Sehen – Begreifen – Filtern – Übermitteln, die Grundlagen des Journalismus. Hastig zünde ich mir eine Zigarette an. Die Glut flimmert auf, das Nikotin strömt durch die Lungen, ich komme zu mir. Das Rauchen zwingt mich aus- und einzuatmen an Orten, die mir den Atem rauben.

Ich muss sekundenschnell umschalten und eine neutrale Vogelperspektive einnehmen.

Mein Chef bezeichnet Kriegsreporter als realitätslose Weltenspringer. Sie springen von der Welt des Elends in die des Reichtums, zurück in die des Krieges, um in jene des Friedens zurückzukehren. Ich belächle ihn, wenn er mich so nennt, doch insgeheim beschreibt er exakt, was ich bin. Ich versuche, die Realität in Worte zu fassen, an Orten, wo die Menschen ihren Verstand verlieren. Aber wie übermittle ich das Gefühl von Hunger am reich gedeckten Frühstückstisch? Das Gefühl von Hoffnungslosigkeit mittags beim Toilettengang? Den Geruch des Todes unter dem blühenden Gartendach mit einer Tasse Kaffee in der Hand? Fühlen meine Leser das

Elend, das für die Syrer real ist? Wie bewahre ich mir eine Realität, pendle ich zwischen Krieg und Frieden?

»Let the game begin!« Nathan springt aus der Hocke und hängt sich seine frisch geputzte Kamera um den Hals. Wir laufen durch das provisorische Notlager, in dem sich verstümmelte und jammernde Menschen sammeln – nichts, das den Wohlstandsmenschen schockiert. Was erschüttert noch im 21. Jahrhundert? Die Leute haben mehr Anteilnahme für den Tod eines Eisbären im Zoo als für diese in die Luft gesprengten Syrer.

Wie reagierte die Welt auf das Attentat, wären nicht Menschen, sondern Eisbären in die Luft geflogen?

Riesige Fleischfetzen an Bärenmus. Würde das die Welt wachrütteln?

Ich finde einen Jungen mit Kopfbinde, an dessen Bett ein Hund wacht. Der Retriever-Mischling beobachtet, was sich in der Nähe des Kindes abspielt.

Vorsichtig trete ich an das Bett heran und strecke dem Hüter meine Hand entgegen. Zögerlich nimmt er die Einladung an, indem er mich beschnuppert. Tiere sind die besseren Menschenkenner. Schnell versteht der Rüde, dass ich ihm und dem Jungen nichts Böses will und lässt mich herantreten. Ich berühre den verletzten Kopf. Der Puls rast gegen die Schläfe. Die Ärmchen zucken im Sekundentakt. Hat er einen Albtraum? Manchmal bebt sein Körper so stark, dass der Hund mahnend zu mir hinaufschaut.

»Faszinierend, oder?« Ein Mann mit italienischem Akzent beugt sich über den Jungen und streift sich Latexhandschuhe über die Hände.

Der Hund knurrt und wimmert.

»Der Kleine wäre tot, hätte der Köter ihn nicht aus dem brennenden Haus geschleppt. Die gesamte Familie ist tot.« Auf seiner linken Brust steht ›Ärzte ohne Grenzen‹. In seinem Gesicht steht geschrieben ›Ich bin so abgefickt müde von dem Scheiß‹, aber die braunen Augen sind hellwach, als er dem Jungen eine Spritze in den Oberschenkel verabreicht. »Ciao ciao. E buona fortuna«, verabschiedet er sich, bevor er im Getümmel verschwindet.

Philanthropen gibt es selbst unter den Tieren. Ich male mir aus, wie der Hund den Jungen am T-Shirt gepackt und auf die Straße gezerrt hat.

»Hast du was Interessantes?«, fragt Nathan.

»Eventuell ein Titelbild«, antworte ich.

Ich erinnere mich an unseren Hund Charly, ein schöner, stattlicher Schäferhund. Meine Mutter hatte mir erzählt, stände das Haus in Flammen, Charly würde uns alle retten, aber als erstes mich. Eine Aussage, die mir als Kind die Überzeugung eingehämmert hatte: Der Hund gibt sein Leben für mich, also muss ich das auch. So hatte ich ihn aus dem eingebrochenen Eis des Wintersees gerettet, ihm einen verschluckten Knochen aus dem Rachen gezerrt und ihn rechtzeitig von der Straße gezogen, bevor ihn ein Auto erwischte. War ich ein naives Kind oder lernte ich früh, was es bedeutet zu lieben?

Nathan pfeift den Hund zu sich und krault ihn am Hals. »Na Kumpel, jaaa ... hast du toll gemacht.« Er führt ihn vor das Bett des Jungen. »Sitz! Brav! Schenk mir ein schönes Hecheln.« Der Retriever Mischling gehorcht ihm auf Anhieb. Nathan wirft

einen Blick zu dem Kleinen, streichelt über seine Wange, flüstert etwas und widmet sich wieder der Fellnase, die um ihn herum tänzelt. Nathan ist abgehärtet, nicht auf die kühle, sondern auf die Ich-steh-in-Scheiße-aber-kann-darüber-lachen-Art.

Er versprüht das Gefühl: *Hey, ist doch halb so schlimm. Alles wird gut.* Er zaubert den Menschen ein Lächeln auf die Lippen, selbst wenn sie ihr Haus, ihre Eltern, ihre Söhne oder Töchter, ihr Land verloren haben. Sie lieben ihn dafür, dass er ihnen einen kurzen Moment den Schmerz nimmt.

Wir fassen alles zusammen, was es über das Kind zu erfahren gibt. Schießen ein paar Fotos und versuchen, Informationen über den Bombenanschlag zu erhalten. Aber keiner gibt eine konkrete Auskunft. Selbst die Kollegen von CNN sind ahnungslos, und die Aussagen der staatlich syrischen Nachrichtenagentur SANA sind unbrauchbar. Das Militär schweigt, die Bevölkerung zieht sich zurück, und die politischen Institutionen treffen sich zum Krisengespräch. Heute gibt's nichts mehr zu recherchieren. Selbst wenn ich Assad persönlich träfe, es wäre nutzlos, weil Funknetz samt Stromversorgung und Internet lahm liegen.

Wir laufen über den Markt nahe des Cafés, in dem eine der Bomben hochging. Auf den Straßen schimmert eine hauchdünne Schicht aus Abwasser, Dreck und Öl. Uns begegnen blutverschmierte Menschen, die das Spital und die internationalen Notlager meiden. Das Misstrauen steht ihnen ins Gesicht geschrieben. Ich sehe Frauen, die Fleischwunden mit zerfetzten Bettlaken verbinden, Kinder, deren Arme in Zeitungspapier eingewickelt sind. Ein Mann sitzt paffend auf dem Sessel mit der Zigarre im Mund und starrt mich vom zweiten Stock seines Hauses an, dessen vordere Fassade eingerissen ist. Ein Mädchen hüpf über die Fontäne, die aus einem verrosteten Wasserrohr strömt. Eine ältere Frau diktiert einer Gruppe von Kindern, Zwiebeln, Walnüsse und Kartoffeln vor ihrem zerstörten Gemüseladen aufzulesen.

Als Kriegsreporterin bin ich unsichtbar. Das rede ich mir ein, sobald mich ihre vorwurfsvollen Blicke treffen. Wo sollte ich anfangen zu helfen und wo aufhören? Früher quälten mich nachts Alpträume und tagsüber Mitgefühl. Über die Jahre hinweg habe ich mich daran gewöhnt. Der Krieg ist zum Job geworden. Die Schuldgefühle bleiben, kehre ich zurück in mein bequemes Leben in Deutschland.

Wir schlendern durch die Innenstadt. Die Sonne verschwindet hinter den Fassaden der Wohnhäuser. An jeder Straßenecke treffen wir auf syrische Sicherheitskräfte, die wir auf eine Zigarette einladen.

Nathan trägt einen Vorrat an Marlboro, Camel und Lucky Strikes mit sich. Schmierfluppen, wie er sie nennt. Informationen gibt's nicht umsonst. Die Männer ziehen ihre Baseballcaps mit Camouflage-Muster weit ins Gesicht, während ich gegen die tief stehende Sonne blinze. Sie scherzen über schlechte Popmusik aus den USA, über Nathans Arabisch, da er es mit schottischem Akzent spricht, aber sie geben nichts darüber preis, was in ihrem Land geschieht.

Wir entschließen uns, zur Wohnung zurückzukehren, vor deren Tür wir auf eine Menschenmenge treffen.

Ein Nachbar erklärt, das Haus sei aufgrund einer defekten Gasleitung gesperrt. Er ziehe zu seinem Bruder, da es eine Weile dauern könnte, bis das repariert sei.

»Sollten wir Hannes anrufen und sagen, dass seine Porno-Sammlung droht, in die

Luft zu fliegen?«, sagt Nathan mit einem breiten Lächeln und greift nach meiner Hand. »Komm, ich habe eine Idee!«

»Stop!« Einer von den Sicherheitskräften Assads versperrt den Weg. »ID cards!, Ausweise!« Die Feldmütze wirft einen Schatten über sein Gesicht. Falten durchziehen die gebräunte Haut vom Mund bis zum Kinn. Befehlshaberisch wedelt er mit der Hand. Wir überreichen ihm die Papiere, in denen er eine Seite nach der anderen seelenruhig studiert. »Deutsche und Engländer«, sagt er auf Arabisch. Seine Stimme klingt abwertend.

»Schotte!«, sagt Nathan. »Ich bin Schotte.«

»Well, you're subject to an English queen, right?, Du unterstehst einer englischen Königin oder nicht?« Er lächelt. Dunkle Pupillen schwimmen auf den gelblich verfärbten Augäpfeln, die uns bedrohlich anstarren.

»Britisch. Sie ist britisch.« Nathans Mundwinkel zuckt. Er hält sich räuspernd die Faust vor den Mund. Ich boxe ihm in die Hüfte. »Reiß dich zusammen!«, sage ich auf Deutsch.

»Ich habe den perfekten Spruch für diesen Lackgiraffen«, antwortet er in meiner Muttersprache.

»Es heißt Lackaffe.«

»Be quiet!, Ruhe!«, schreit uns der Mann in Uniform an. »Where is Hannes Winter? Wo ist Hannes Winter?«

Wir zucken mit den Schultern.

»Gehört ihm die Wohnung?« Er zeigt zum siebten Stock. Eine Fahne ragt über das Gitter hinaus. Die darauf abgedruckte Friedenstaube mit Kippe statt Olivenzweig zwischen dem Schnabel wedelt im Wind.

Nathan nickt.

»Wo ist Hannes Winter?«, fragt er erneut.

»Wir wissen es nicht«, sage ich.

Der Polizist spuckt auf die Straße, reicht uns die Pässe zurück und gibt über Funk etwas auf Arabisch durch.

»Können wir jetzt gehen? Wir hatten einen beschissenen Tag.« Nathan verschränkt die Arme und wippt mit dem rechten Bein auf und ab.

Der Syrer beugt sich mit seinen breiten Schultern über uns, streift mit dem Finger über den Schnauzbart und nickt kurz mit dem Kopf.

Nathan greift nach meiner Hand. »Lauf!«

»Warum suchen sie nach Hannes?«, frage ich.

»Die ganze Welt sucht nach ihm«, sagt er lachend.

»Warte!«

»Lea, geh weiter!«

»Ich habe ein komisches Bauchgefühl«, sage ich. »Irgendwas stimmt nicht.«

»Deshalb sollten wir nicht stehen bleiben.« Nathan schiebt seine Hand in meinen Rücken. »Los! Für die sind wir Würmer, die zu tief graben. Unsere Pässe schützen uns – noch.«

»Wohin willst du?«

»Wie gesagt, ich habe eine Idee.«

Wir laufen durch das Universitätsgelände. Vor der Fakultät für Physik entdecken wir eine Gruppe junger Frauen und Männer, die zum Gebäude hinaufschauen. Ein Baugerüst umhüllt die von der Sonne verblichenen, porösen Hauswände. Zwischen den Eisenstangen klettern Polizisten. In der Höhe des vierten Stocks hängt ein monströses Plakat, auf dem in Englisch mit roter, blauer und schwarzer Farbe geschrieben steht: *Assad wake up! Your time is up!, Assad wach auf! Deine Zeit ist rum!*

Nathan schnappt sich die Kamera. Er verbiegt sich nach rechts, nach links, kniet nieder, springt auf, sinkt in die Hocke und legt sich auf den Bauch, um die Leinentücher vor den Füßen der Schaulustigen einzufangen. Weitere Stoffbanner segeln aus der Luft herunter. Arabische Buchstaben sinken auf den Asphalt. Ich notiere die Sprüche in meinem Notizbuch: *Kein Terrorismus! Wir wollen Frieden! Befreit Syrien! Assad muss gehen!*

Einer der Polizisten schreit und winkt vom Gerüst zur Straße hinunter. Alle Augen richten sich auf uns.

»Weg hier!« Nathan packt mich am Arm. Wir laufen zügig im Zickzack durch die Gassen hinter der Hauptstraße, springen zweimal in einen Bus und kehren zum provisorischen Notlager zurück.

Von einer Hilfsorganisation erhalten wir Decken, sogar Zahnbürsten und Schmerztabletten. Bestens versorgt klettern wir auf das Dach einer Ruine am Al-Manshya Park. Die Häuser versinken in das warme Rot der untergehenden Sonne. Eine seltsame Stille legt sich über die Stadt. Ein Frieden, durchzogen mit Furcht. Nathan legt einen neuen Film in die analoge Kamera und versucht, den Moment einzufangen. »Der Mensch ist die interessanteste und zugleich unwichtigste Spezies der Erde. Das Beste, was wir können, ist saufen und uns selbst zu feiern«, sagt er und zieht eine Flasche Wein aus dem Rucksack.

»Worauf willst du anstoßen?«, frage ich.

»Darauf, dass wir noch leben? Heute ging neben dir eine Bombe hoch. Schon vergessen?« Mit dem Taschenmesser dreht er den Korken heraus und drückt mir die Flasche in die Hand. »Trink, mein Mädchen! Mach dir nicht so viele Gedanken«, befiehlt er. »Du zerbrichst dir den Kopf über Dinge, die längst zerbrochen sind. Das ist nicht gut für deinen Blutzucker.«

Er wechselt die Batterien seines Radios, das er vor Jahren auf einem Markt in Bagdad gekauft hat. Seither trägt er es bei sich wie ein Maskottchen. »Du läufst jetzt über ein Stück Land, das in Blut getränkt ist. Eines Tages wird dieser Fleck Erde seinen Frieden finden. Luxuriöse Hotels und Villen werden wie Pilze aus dem Boden sprießen. In Damaskus wird die hippe Jugend in Cafés abhängen und Vanille-Zimt Latte Macchiato mit Sojamilch aus Biobehältern schlürfen, während sie das Newsfeed ihrer sozialen Netzwerke durchscrollen. Oh, Samira ist Syriens Next Topmodel! Oh, Beanie-Mützen on Sale! Oh, mein Zumba Kurs fällt heute aus. Oh, Ahmad hat 'ne Neue, die müsste mal detoxen, bei der Haut. Oh, ich sollte mein Essay schreiben, gibt's überhaupt den Prof an der Uni noch? Ich google mal!« Nathan tippt auf einer imaginären Tastatur in der Luft. »Auf lange Sicht werden vegane Muffins, freie Meinungsäußerung, Einbauschränke und Mormonen nach Syrien schwappen. Das ist das Endgame der einen Seite. Die andere

behauptet, dass dieser Fleck Erde bereits Frieden gefunden hat und verteidigt diesen«, sagt er und schlägt gegen das Radio, da es nichts als ein Rauschen von sich gibt. »Jeder will das Licht sein, aber den Schatten werfen immer die anderen. Mach dir den Dualismus zum Freund und lerne zwischen den Klüften zu surfen.«

Mit einem weiteren Schlag bringt er die Lautsprecher dazu, Musik zu spielen. Die Stimme von John Lee Hooker ertönt und zaubert mir ein Lächeln auf die Lippen. »Ich befürchte, die Mormonen sind längst hier«, sage ich. Nathan greift lachend nach der Weinflasche und nimmt einen großen Schluck. Er ist ein kluger Mann, das wusste ich von Anfang an. Er folgt der Schafherde als Steppenwolf, frei und wild. Seiner Meinung nach ist die Gesellschaft eine Theaterbühne, auf der wir nach Drehbuch tanzen. Nathan steht neben der Bühne, frei von den Fäden auferlegter Regeln, Denkmustern und Doktrinen.

Unsere mit Blut und Ruß beschmutzten Hemden flattern im warmen Abendwind. Der süßliche Weingeschmack vermischt sich mit dem salzigen Angstschweiß vom Tag. Die Palmen werfen lange Schatten über die leeren Straßen. Aus einem der Fenster des naheliegenden Wohnblocks strömt der Duft nach gegrilltem Hähnchen mit Zwiebeln zu uns und verdrängt den Schwefelgeruch der ausgebrannten Häuser und Autos. Das *Allahu akbar la ilaha illa llah* des Muezzins summt parallel zu John Lee Hookers *Boom, boom, boom I like it, when you talk like that*. Die anmutigen Kuppeln der Moscheen stehen zwischen zerbombten Ruinen hervor. Es ist absurd schön, wie wir hier auf dem Dach sitzen, mit Wein auf unser Überleben anstoßen, während Spürhunde nach verschütteten Leichen suchen.

IMPRESSUM:
HYBRID VERLAG
Vollständige Taschenbuchausgabe
11/2019

© by A. K. Grundig
© by Hybrid Verlag, Homburg

Lektorat: Paul Lung, Matthias Schlicke
Korrektorat: Antonia Grafweg

ISBN 978-3-96741-007-5

www.hybridverlag.de
www.hybridverlagshop.de